

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 19.

Mittwoch, 23. Januar

1929.

(5. Fortsetzung.)

Fräulein Deutschland.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Rosa Porten.

Es schlug halb neun Uhr, als Kramer am anderen Morgen vor dem Glaspalast der Firma Reckmann G. m. b. H. stand. Er war gegen seine Gewohnheit früh gekommen, damit ihn Miriam Holm bereits in voller Tätigkeit antreffen sollte, und er so die Möglichkeit habe, ihre Angelegenheit, ohne sie zu verlegen, bis zur Ankunft des Chefs zu vertagen, denn er wollte keinesfalls für oder gegen sie Partei ergreifen, ehe er wußte, wie man „im hohen Rate“, wie er spöttisch die Zusammenkunft der Direktoren zu nennen pflegte, über sie dachte.

Er war eben mit einem freundlich-herablassenden „Guten Morgen“ an der Pförtnerloge vorbei in den monumentalen Torweg eingetreten, als er draußen den melodisch abgestimmten Vierklang einer Automobilhupe vernahm, die er sofort als die der Holm erkannte. Es war dies eins der vielen kleinen Mittelschen, die sie angewarzte, um Aufmerksamkeit zu erregen. Auch jetzt zeigte sich an einigen Fenstern, die in dem leuchtenden Sommermorgen offen standen, neugierige Gesichter. Noch ehe sie das Auto verlassen, ging es wie ein Lauffeuer durch die Bureaus und Ateliers: „Die Holm ist wieder da!“

Kramer biß sich auf die Lippen und konnte, ohne von Miriam gesehen zu werden, die Treppe erreichen. Hinter sich hörte er den Willkommengruß des Pförtnerpaars über den Hof schallen, die die Holm sehr gnädig erwiderte. In seinem Zimmer angelangt, warf er sich in den federnden Klubstuhl, zündete sich eine Zigarette an und überlegte. Vor zehn Uhr war Reckmann, auf den es hier allein ankam, nicht zu erwarten. Bis dahin zu operieren, ohne sich zu einer der beiden Parteien zu schlagen, war mehr, als er seinem diplomatischen Talent zutraute.

Auf dem Flur ward es jetzt lebendig. Ein Hin- und Herrennen entstand, er hörte Miriam in befehlendem Tone einem Bureaudiener einen Auftrag geben, und gleich darauf wurde dessen Gesicht in der Tür, die er, ohne anzuklopfen, geöffnet hatte, sichtbar. Kramer winkte den Alten, der erschrocken zurückfuhr, herein und legte den Finger auf den Mund. Vorsichtig zog dieser die Tür ins Schloß. Seine Entschuldigung, ohne anzuklopfen, beim Herrn Regisseur eingetreten zu sein, schnitt Kramer kurz ab und befahl ihm, Fräulein Holm, die energisch den Schlüssel zu ihrer Garderobe verlangt hatte, zu melden, daß er noch nicht da sei. Der Diener verbeugte sich und ging. Kramer hörte bald darauf seine bescheidene Stimme und Miriams schrill-erregten Diskant in lebhafter Auseinandersetzung.

Lange konnte er sich hier nicht mehr verziehen, — es mußte etwas geschehen. Nach kurzer Überlegung ging er ans Telephon, um Reckmann in dessen Privatwohnung den Vorfall zu melden und Verhaltensmaßregeln zu erbitten. Er erleichterte, als er vernahm, der Herr Direktor sei nicht zu Hause, habe seine Frau zur Bahn gebracht. Jetzt entsann er sich, gehört zu haben, daß für heute, Mittwoch, Frau Reckmanns Abreise nach Heringsdorf angesetzt war.

Draußen war es inzwischen ruhig geworden. Miriam hatte offenbar vorgezogen, in der Kantine das Weitere zu erwarten, statt wie eine verlegte Löwin vor der verschlossenen Türe ihres Allerheiligsten auf und ab zu

gehen. Auf Zehenspitzen schlich er den Flur entlang und die Treppe zum Atelier hinauf. Dort saßen die Theaterarbeiter und einige Statisten wie ein Volk aufgeschreckter Hühner bei seinem Eintritt auseinander. Offenbar besprach man auch hier schon das interessante Vorkommnis. . . . Deri, der mit dem Theatermeister abseits stand und ihm die letzten Instruktionen für das zweite Bild gab, begrüßte Kramer gemessen, aber höflich und war sehr erstaunt über die liebenswürdige, fast kollegiale Art, mit der dieser den Gruß erwiderte. Da er aber natürlich auch von der Ankunft Miriams gehört hatte, begriff er sofort, daß Kramer instinktiv ihn zum Bundesgenossen in dem bevorstehenden Kampf warb. Der Regisseur musterte zerstreut die aufgestellte Szene, und Hellwig, der Theatermeister, nahm sich vor, den heutigen Tag in seinem Kalender anzustreichen, da es das erste Mal war, daß an seiner Arbeit nichts gemäkelt und nichts geändert wurde.

Kramer sah auf die Uhr.

„Sind alle da, die im ersten Bild zu tun haben?“ fragte er Deri.

„Nur Fräulein Vossen fehlt noch“, gab dieser zurück, wobei er sich ein leichtes, ironisches Lächeln nicht verlagern konnte.

Kramer, dem dies nicht entging, wurde, fast gegen seinen eigenen Willen, aufgebracht.

„Fängt die auch schon an, Künstlerlaunen zu bekommen . . .? Es ist bereits neun Uhr sieben. Ich verstehe das nicht.“

„Fräulein Vossen ist unten in der Garderobe“, wagte schließlich eine Statistin zu sagen, die eben, erhitzt vom eiligen Lauf, eingetreten war. „Wir sind zusammen angekommen.“

„Also schön! Fangen wir an. Herr Deri, wollen Sie bitte den Herrschaften die Szene erklären.“

Die Statisten scharten sich um den Ungarn, während Kramer mit dem Photographen sprach. Er war innerlich so erregt, daß er kaum hörte, was dieser ihm über die Lichtverhältnisse auseinanderlegte, und ein Bote, der jetzt an ihn herantrat, mußte ihm zweimal seinen Auftrag wiederholen, ehe er begriff, daß Thea ihn bat, sie in ihrer Garderobe aufzusuchen, da sie ihn sprechen müsse. Schon wollte er kurz sagen lassen, daß man sie hier zur Aufnahme erwarte, als er sich eines Besseren bewußt und zerstreut dem Boten folgte. Er hatte sich erinnert, daß er ja auch sie nicht vor den Kopf stoßen dürfe, bevor eine Entscheidung gefallen war.

Er fand Thea, noch im Straßentkleid, mit stark verweinten Augen vor dem Spiegel sitzen. In der Hand hielt sie Franks Brief, den sie wohl schon zehnmal gelesen. . . . Bei Kramers Eintritt legte sie ihn zur Seite und wuschte sich mit dem Taschentuch über das Gesicht.

„Sie wünschten mich zu sprechen, gnädiges Fräulein?“

„Ich danke Ihnen, Herr Kramer, daß Sie zu mir heruntergekommen sind — aber so verheult, wie ich bin, kann ich mich doch oben nicht sehen lassen. Ich wollte Sie bitten, mich für heute frei zu geben! Sie sehen doch, selbst, daß ich nicht spielen kann.“

Nur mühsam konnte Kramer seine triumphierende Miene in besorgte Falten legen.

„Um Gottes willen, was ist Ihnen, Fräulein Vossen? Sind Sie krank?“

Thea weinte von neuem. Dann schluckte sie tapfer, um eine Antwort zu geben.

„Ich bin sehr nervös. Eine unangenehme Nachricht hat mich arg mitgenommen...“, sagte sie schließlich.

„Es ist doch niemand in der Familie gestorben?“ Sein Ton zitterte ordentlich vor Teilnahme.

Thea erstarrte fast in wildem Schluchzen. Endlich raffte sie alle Kraft zusammen und sagte:

„Es ist ja sinnlos, etwas zu verheimlichen, was früher oder später doch alle Welt erfährt. Mein Verlobter hat mir den Abschied gegeben — das ist alles.“

Es war gut, daß Thea ihre Augen jetzt wieder im Taschentuch verbarg, sonst hätte sie das befriedigte Lächeln, das über Kramers Gesicht zuckte, unbedingt bemerken müssen.

„Aber bestes Fräulein Vossen, nehmen Sie doch die Laune eines reizbaren Künstlers, wie es Herr Willinger ist, nicht so tragisch...! Verlassen Sie sich darauf, morgen ist alles wieder gut! Man sagt leicht einmal etwas in der Erregtheit, was einem dann am anderen Tage schon wieder leid tut.“

Thea sah zu ihm auf.

„Ich danke Ihnen, Herr Kramer, daß Sie mich zu trösten suchen! Aber diesmal ist es aus. Er schreibt mir ja selbst, daß es unmöglich für ihn sei, an meiner Seite glücklich zu werden. Soll ich mich ihm da ausdrängen?“

„Gewiß nicht, Fräulein Vossen! Wenn ein Mann wie Frank Willinger so etwas schreibt, dann ist es seine Überzeugung, die Sie hinnehmen müssen, wenn es Sie auch momentan schmerzt. Da Sie mich Ihres Vertrauens gewürdigt haben, so darf ich Ihnen wohl auch sagen, daß ich, wie in so vielem, auch hierin mit Herrn Willingers Meinung übereinstimme.“

Thea, die Franks Brief vor Mutter und Schwester verheimlicht hatte, tat es wohl, zu jemandem von ihrem Jammer reden zu können. Wenn Kramer, der so taktvoll und zurückhaltend ihre Beichte entgegennahm und von Frank so anerkennend, fast begeistert sprach, ihr immer wieder versicherte, daß eine Ehe mit dem überempfindlichen Musiker nur Enttäuschungen gebracht haben würde, dann mußte er wohl recht haben. Der Schmerz der ersten, großen Enttäuschung ihres jungen Lebens löste sich schließlich und ihre Tränen versiegten allmählich.

Arthur Kramer, den das liebevolle Geschöpf in ihrer Hilfslosigkeit und ihrem naiven Vertrauen mächtig anzog, hatte inzwischen einen endgültigen Entschluß gefaßt. Jetzt, da der störende Bräutigam selbst sie freigab, wäre er ja ein Narr gewesen, wollte er die Launen der alternden Miriam noch weiter ertragen. Am Theas Zukunft und ihren Erfolg war ihm nicht bange. Übers Jahr verdiente sie mindestens eben so viel, wie jetzt die Holm, — dafür wollte er schon sorgen, wenn er sich ihrer erst versichert hatte! Jetzt galt es aber, schnell zu handeln, denn Rechmann konnte jeden Augenblick kommen...

„Also nochmals, Fräulein Thea“, sagt er mit fast pastoraler Salbung, „nehmen Sie nicht zu schwer, was über kurz oder lang doch hätte kommen müssen, und was Sie, so unglaublich es auch Ihnen vielleicht heute erscheinen mag, einmal als ein Glück segnen werden. Um aber über den ersten Schmerz hinwegzukommen, den es wohl für jede Frau bedeutet, verschmäht worden zu sein, haben Sie ein Mittel: Ihre Arbeit! Trocknen Sie Ihre Tränen und erholen Sie sich noch ein Weilchen, — dann aber kommen Sie hinaus. Die Arbeit, und zumal die künstlerische, hilft uns über alles.“

„Sie haben recht, Herr Kramer, und ich danke Ihnen nochmals. Aber heute — bei Gott, ich kann nicht spielen!“

„Und gerade heute dürfen Sie nicht fehlen. Die Holm ist da und will Ihnen Ihre Position streitig machen.“

„Aber die ist doch kontraktbrüchig geworden und nicht mehr engagiert!“

„Sie kennen Herrn Direktor Rechmann noch zu wenig, liebes Fräulein, sonst wüßten Sie, wie leicht

Herzens der Sie wieder ins Nichts zurückstößt und seine Miriam in Gnaden aufnimmt.“

„Aber das geht doch nicht! Ich lasse mich nicht vertreiben!“

Kramer, der voll inniger Freude sah, wie die Angst, ihre Laufbahn, die ein blinder Zufall ihr eröffnet, so schnell und ruhmlos beendet zu sehen, den Schmerz über die Abgabe des Verlobten bei Thea zurückdrängte, hielt es für nötig, das Feuer noch ein wenig zu schüren.

„Auf wie lange sind Sie verpflichtet? Auf drei Monate, nicht wahr? Wollen Sie während der Zeit neben der großen Miriam kleine Rollen spielen...? Doch wohl nicht...? Drum nehmen Sie alle Kraft zusammen, Fräulein Thea! Kopf hoch...! Und nun fühlen Sie sich die Augen und machen Sie sich dann fertig! Ja...?“

Sie nickte treuherzig.

„Sie sind so gut zu mir, Herr Kramer!“ sagte sie versunken, „ich danke Ihnen.“

Er küßte galant die Hand, die sie ihm reichte, und ließ es gedankenlos geschehen, daß er sie fast eine Minute lang in der seinen behielt. Dann sprang sie auf. Kramer verbeugte sich äußerst korrekt.

„Auf Wiedersehen also! Wir erwarten Sie!“

Draußen blieb er einen Moment stehen und zündete sich eine Zigarette an, deren Rauch er in langen Zügen einsog. So, nun hatte er gewählt, jetzt galt es! Und elastisch sprang er, drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe zum Atelier hinauf, aus dem ihm schon Miriams laute Stimme entgegenhallte. Er trat ein und klatschte in die Hände.

„An die Plätze, Herrschaften! Fräulein Vossen kommt gleich und dann müssen wir anfangen!“

Miriam ging auf ihn zu, er gab ihr lässig die Hand.

„Na, bist du auch einmal wieder da?“ sagte er laut. „Du hast uns da in eine schöne Verlegenheit gebracht.“

Die wegwerfende Art seiner Begrüßung war für alle, Schauspieler und Arbeiter, die lange unter Miriams Launen gelitten hatten, das Signal, die respektvolle Rücksicht, die man ihr gegenüber noch gewahrt hatte, fallen zu lassen. Keiner kümmerte sich mehr um sie, die in diesem Raum unumschränkt geherrscht hatte!...

„Alter Komödiant“, raunte Miriam jetzt Kramer, der sich von ihr abwandte, zu. „Ich rate dir, mach' keine Dummheiten!“

Er aber, der noch vor einer halben Stunde die Wit, die aus ihren Augen funkelte, gefürchtet hätte, zuckte die Achseln und fing an, die Arbeit des Theatermeisters einer eingehenden und vernichtenden Kritik zu unterziehen. Hellwig seufzte resigniert: Es war also wieder mal nichts mit dem roten Kreuz in seinem Kalender...!

Die Anwesenheit Miriams hatte inzwischen auch die Schauspieler und Statisten, die im ersten Bilde nicht gebraucht wurden, aus den Garderoben gelockt. In neugierigen Gruppen standen sie herum, um das Zusammentreffen der beiden Rivalinnen zu beobachten. Ohne Zweifel wünschten alle den Sieg Thea, die sie als eine der ihren empfanden.

Endlich kam Thea, strahlend in ihrer taustreichen Jugend. Daß ihre Augen noch ein klein wenig verweint waren, paßte vorzüglich zu der Rolle, die sie zu spielen hatte, und kleidete sie überdies zum Entzücken. Mit völliger Unbefangenheit begrüßte sie die Kollegen, gab Deri, der ihr entgegentrat, die Hand und blinnte verstohlen zu Miriam hinüber, während sie die besorgten Fragen des Ungarn beantwortete. Kramer, der neben dem Photographen stand, ließ seine Augen wohlgefällig auf der schlanken Gestalt ruhen und weidete sich an dem Eindruck, den diese auf die Holm machte. Deren Blicke sprühten Feuer und verrieten nur zu deutlich den Reiz und die Mißgunst, die in ihr wühlten. Wie er ihr diese Niederlage gönnte, ihr, unter deren unerträglichen Launen er so lange gequält...! (Fortf. folgt.)

Aus dem Leben der Schlangen.

Die tanzende Kobra. — Von Wassernattern umringt. — Im Banne der Flöte.

Von Werner v. Safferberg.

Viele Reisende, die in Südasien gewesen sind, haben sich von der eigenartigen und geheimnisvollen Kunst überzeugen können, mit der die indischen Fakire und Beschwörer auf offener Straße gewagte Manipulationen mit Giftschlangen ausführen. Die Sicherheit in ihrem Berufe erlaubt es ihnen sogar, mit Schlangen zu arbeiten, denen die Giftzähne nicht herausgezogen worden sind. Bei all diesen Wagnissen spielt die eintönige, melancholische Melodie der Flöte die ausschlaggebende Rolle. Sie erreicht Wunder selbst bei den größten und gefährlichsten Reptilien, an deren Bissen jedes Jahr Tausende und Abertausende Menschen sterben.

Auf meiner Reise durch Afghanistan, Süd-Tibet und Vorderindien hatte ich Gelegenheit, die außerordentliche Geschicklichkeit und den Mut dieser Schlangenbändiger zu bewundern. Besonders eine Strassenvorstellung mit einer riesigen Kobra, die ich in Delhi sah, verdient wegen ihrer schlichten, aber faszinierenden Darbietung geschildert zu werden:

An einem unerträglich heißen Junitage ging ich durch eine breite, aber sehr schmuckige Straße Delhis. An einer Strassenkreuzung gewahrte ich eine kleine Schar halb nackter Eingeborener, die einen Käfig umringt hatten. Interessiert blieb ich stehen und bemerkte, wie ein langer, dürrer Inder behutsam eine kleine, schwarze Flöte aus der Tasche zog und eine melancholische Weise zu spielen begann. Die zweieinhalb Meter lange Schlange, die den Käfig bereits verlassen hatte, horchte neugierig auf, langsam schlängelte sich ihr riesiger Körper vorwärts. Der Inder stand ungefähr drei Meter von dem Käfig entfernt und flötete unaufhörlich weiter auf seinem Instrument. Immer dieselbe verträumte, sehnsuchtsvoll-schmachtende Melodie des Orients. Die Schlange tänzelte anfänglich hin und her, schaukelte sich dann ungeschlüssig im Kreise herum und froh schließlich direkt auf den Inder zu. Sie umringelte seine entblößten Füße, dann die Oberschenkel, die Brust und endlich sah man die kleinen Raubtieraugen der Schlange über dem Inder leuchten. Der Hals und der Kopf des Bändigers waren von dem mächtigen Körper der Kobra fast völlig verdeckt. Es war ein widerlicher Anblick, der herumstehenden bewachtete sich ein Grauen. Lautlos wurde es im Kreise und nur die Melodie, diese lähmende und doch peitschende, geheimnisvolle Weise des schmachtenden südlichen Dersens, war zu hören. Die Schlange schien gebannt, fast hypnotisiert zu sein. In gleichmäßigem Rhythmus bewegte sich nun der Inder, sein elastischer Körper bog sich. Auch die Kobra tat das Gleiche; es schien eine innere Harmonie, ein Übereinkommen zwischen den Beiden zu herrschen. Minutenlang dauerte es an, die Schlange war gebändigt, der Höhepunkt der Vorstellung erreicht. Die Flöte des Inder ertönte plötzlich ungleichmäßiger, sie stockte. Die orientalisch-schweren Töne verschwanden und scharfe, vereinzelte Töne erklangen. Das Reptil wurde unruhig, hörte auf zu tänzeln. Die letzten, leblosen Augen blickten verstört umher. Wie aus tiefem Schlaf erwachend. Der Bann war gebrochen, die Macht der Flöte zu Ende. Die gefüllten Giftzähne der Schlange bewegten sich haarstarr am Gesicht des Inder. Die Augen des Bändigers wurden gläsern, unbeweglich, und sahen starr in die Ferne. Langsam und unwillig, wohl auch ein wenig ängstlich, trat die Schlange den Rückzug an. Sie ringelte sich vom Körper des Beschwörers herunter und wand sich eilig in den Käfig zurück. Die Melodie verstummte.

Ein Jahr nach meinem Aufenthalt in Delhi verbrachte ich den Sommerurlaub in Südrussland, an den Ufern des Flusses Ingul. In einem kleinen Kahn ruderte ich des öfteren mit meinem Freunde auf den breiten Fluß hinaus, um den Sonnenuntergang auf dem Wasser zu beobachten. Da sahen wir plötzlich eine sonderbare Erscheinung auf der ruhigen Spiegelfläche des Flusses: quer durch die Strömung schwammen acht bis zehn undefinierbare schwarze Punkte auf uns zu. Nach einer Weile bemerkten wir noch mehr dieser eigenartigen Wasserbewohner — fünfzehn bis zwanzig konnten wir jetzt zählen. Viele tauchten unter, kamen aber bald wieder an die Oberfläche. Endlich, als eines der Tiere ganz nahe an unseren Kahn herangeschwommen war, erkannten wir eine Wassernatter. Sicher zogen sie beutesuchend ins Schiff, von wo allabendlich das Konzert der Frösche zu hören war.

Das Rudel Nattern ignorierte unsere Anwesenheit und schwamm an dem Kahn so nahe vorbei, daß wir die beiden charakteristischen schwarzen Punkte auf dem Hinterkopf des

Reptils deutlich erkennen konnten. Mir fiel unwillkürlich der Schlangenbeschwörer aus Delhi ein mit der gefährlichen Kobra um den Hals — und ich fing leise zu pfeifen an, wie man gewöhnlich auf der Jagd in den nördlichen Wäldern die Birkhähne anlockt. Sonderbar, die Nattern hielten an, drehten sich um und kamen direkt auf das Boot zugeschwommen. Ich piff immer weiter, versuchte dann die orientalische Melodie nachzuahmen und hatte Erfolg. — Ringsherum wurde unser Kahn von den Wassernattern umringt. — Sie steckten ihre Köpfe aus dem Wasser, sahen uns erstaunt an und lauschten aufmerksam den für sie fremden Tönen. Da ergriff mein Freund plötzlich ein Rudel und schlug damit flach auf das Wasser. Die Schlangen erschrafen jäh und blühten wild auseinander. Die kleinen, schnell wieder verschwindenden Ringe im Wasser zeigten den Weg ihrer Flucht an.

Wenige Monate später konnte ich eine fast analoge Erscheinung beobachten. Ich führte geodätische Arbeiten in der Nähe desselben Flusses aus. Zwei meiner Arbeiter gingen mit einer Meßschnur am Rande eines großen Grabens vor mir. Wir waren alle recht müde geworden, zudem war der Tag auch sehr heiß.

Plötzlich warf der Arbeiter die Schnur hin und sprang zur Seite. Gerade auf dem Wege, den wir messen wollten, froh eine Schlange. Mit schnellen, wellenartigen Bewegungen glitt sie auf der Erde hin. Die dreieckige Form ihres Kopfes, der schmale Übergang zum Körper, alles ließ darauf schließen, daß vor uns wiederum eine Natter war: ihre Färbung war grau, mit bronzeartigen Schattierungen auf dem Bauche und einer schwarzen, zickzackartigen Schleife auf dem Rücken. Sie war ziemlich groß für Südrussland, wohl über einen Meter lang.

Ich hielt den Arbeiter zurück, der sie steinigen wollte, und beschloß, mein altes Experiment wieder zu versuchen. Als die Schlange ungefähr zehn Schritte weit entfernt war, fing ich zu pfeifen an. Die Bewegungen der Natter wurden langsamer, dann blieb sie ganz stehen, ringelte sich zu einem Knäuel zusammen und hob den Kopf. Ich setzte mich auf die Erde und piff immer weiter. Langsam kehrte das Reptil um und froh direkt auf mich zu. Die Gefahr, die ihr eben erst drohte, die herumstehenden Menschen, alles vergaß sie. Einem unbegreiflichen Zwange folgend, kam sie immer näher zu mir heran.

In der Entfernung von weniger als einem Schritt blieb sie vor mir liegen, rollte sich wieder zusammen und hob ihren Kopf noch höher empor. In dieser Stellung sah sie mich annähernd drei Minuten starr an. Sie bewegte sich nicht, bemerkte auch nicht die Arbeiter hinter sich. Leider hatte ich aber nicht die Überzeugung des indischen Fakirs, ich hörte auf zu pfeifen und erhob mich. Die Natter senkte sich blitzschnell zur Erde und verschwand im nächsten Augenblick aus unseren Augen.

Das Grundkapital.

Von Ossip Dymow.

Jedes mehr oder weniger ernsthafte Geschäft verlangt ein Grundkapital, meinte der alte Landstreicher, der Feuer, Wasser und sogar amerikanische Gefängnisse kennen gelernt hatte. „Ohne ein gewisses Grundkapital kann man in Amerika nichts unternehmen. Und wenn Sie wirklich an die Sache glauben, die Sie anfangen wollen, dann müssen Sie auch alles bis zum letzten Nidel reinstecken. Das ist nämlich das Geheimnis des Erfolges! So hab' ich's auch gemacht, als ich im Jahre Neunzehn meine gastfreundliche Zelle verlassen hatte (ich sagte ihr „Auf Wiedersehen“) und freigekommen war. Sie wissen, was Freiheit bedeutet? Das ist nicht etwa ein abstrakter Begriff, — das ist Zentral-Park, Prospekt-Park, überhaupt ein Platz, auf dem Bäume und Bänke wachsen. Die Bäume für die Landschaft, die Bänke fürs Nachtlager.

Als ich da nun von meinem Nachtlager aufstand und mir so die Landschaft besah, fing ich ernstlich darüber nachzudenken an, daß es wohl an der Zeit wäre, irgendein solides Geschäft aufzumachen. Mein Beschluß war denn auch bald gefaßt, und ich fühlte mich bereit, mein letztes Kapital bis zum letzten Nidel in dem geplanten Geschäft anzulegen. Bei Lichte betrachtet, hatte ich ja nur einen einzigen Nidel in der Tasche.

Ich setzte mich also auf eine Bank, markierte nachlässiges Ausruhen und warte. Und richtig: schon kommt von weitem irgendein Mister auf dem Parkweg daher. Gut angezogen, dick, selbstzufrieden. Er geht spazieren. Er genießt den Frühlingsmorgen. Das ist — mein Mann! Ich passe einen günstigen Augenblick ab, werfe unbemerkt mein Grundkapital auf den Weg, schlage die Beine übereinander und

plasse mir ein Liedchen. Das Geschäft ist eingeleitet, — ich warte auf die Dividende.

Der dicke Mister kommt näher, bleibt stehen, bückt sich, lächelt, — mit meinem Nidel in der Hand. Er ist glücklich. Um jeden Verdacht zu zerstreuen, sage ich zu ihm: „Sie haben wohl Geld gefunden, mein Herr? Um alles in der Welt geben Sie es nicht wieder her. Tragen Sie die Münze immer bei sich. Sie wird Ihnen Glück bringen.“

Der selbstgefällige Mister hat sich überzeugt, daß ich ihm seinen Hund nicht streitig mache. Sein Herz wird weich, er setzt sich zu mir auf die Bank, der glückliche Zufall löst ihm die Zunge. Er sagt: „Es ist das dritte Mal, daß ich Geld finde. Das erste war vor acht Jahren, auf dem Grand-Zentral. Da fand ich einen Cent. Drei Jahre später auf dem Broadway ganze drei. Sie lagen da, wie für mich bestimmt. Und jetzt — dieser Nidel! Ein ganzer Nidel!“

„Sie haben einfach Schwein!“ beteure ich, „es ist ganz klar, daß etwas Großes auf Sie wartet.“

„Ja, ich habe wirklich Glück“, gibt mein Mister zu, „unsere ganze Familie hat Glück. Mein Vater fand als Junge einmal anderthalb Dollar!“

„Aber nein, — was Sie sagen!“ staune ich.

„Und mein Großvater“, fährt der Mister fort und erzählt mir von seinem Großvater und zwei Nichten (von denen die eine mit einem Arzt verheiratet ist), er redet lange und mit Ausdauer und freut sich, außer dem Nidel auch noch einen so geduldigen Zuhörer gefunden zu haben. Er ist überwältigt von sich selber, er fühlt sich als Liebling der Götter, als ein von ungewöhnlichem Glück begünstigter Mensch, der das Geld buchstäblich auf der Straße findet.

Und wenn er nach Hause kommt, darf er sich davon überzeugen, daß seine Uhr oder seine Brieftasche verschwunden ist, — wenn's gut geht, alle beide!“

(Einzig berechnete Übertragung von J. M. Schuberl.)

Der Bettler von Puigcerdá.

Von Victor Klages.

Das spanische Porenäenstädtchen Puigcerdá liegt unmittelbar an der Grenze, der französischen Ortschaft Bourg-Madame gegenüber, und ist in keiner Weise bemerkenswert. Es gibt dort viele Kühe, Esel, Hunde, und unglaubliche Mengen von Fliegen. Aber die wird man anderswo in den Porenäen auch finden.

Wen der Zufall einen Sonntag in Puigcerdá festhält, der gehe auf die Plaza de Cabrinetti. Da ist, am Vormittag, lebhafter Marktbetrieb. Zusehen macht immer Spaß. Man setzt sich vor eins der Kaffeehäuser und zündet sich eine schöne schwarze Zigarre an.

Um diese Zigarre zu erwischen, sei es, wo es sei, hatte ich mein Hotel verlassen, tief unten beim Bahnhof, und war zur Stadt hinaufgetrampelt. Ein Sonntag ohne Tabak in einem Vergnügen! Schredlicher Gedanke. Wie aber, fragte bebend die innere Stimme, wirst du dir was zu rauchen verschaffen können? Der Tabakverkauf ist in Spanien monopolisiert. Man muß Ausschau halten nach einem Laden, der das rotgelbe Schild über der Tür hat mit der Aufschrift: Estanco. (Das heißt: Monopol.) Sicher gab es auch hier einen solchen Laden. Wo? Im Zentrum natürlich. Es war nur die große Frage, ob er am Sonntag geöffnet hatte.

Durch enge Gassen klettert man wie eine Biene. Und ist unversehens mitten drin im buntesten Trubel. Auf dem kleinen vierseitigen Platz steht ein Denkmal, irgend so ein steinerne Mann in Uniform, der für diese Leute einmal etwas bedeutet hat. Rings um das Denkmal haben Bauern im Sonntagsstaat ihre Tücher ausgebreitet, auf denen sie feilbieten Obst, Gemüse, lebende Hühner und Kaninchen. Es wimmelt von Käuferinnen mit Körben und Kernen, aber gleichzeitig ist dieser Markt auch Promenade, Mädchen in Großstadtdress und freidig-weiße Soldaten treiben seltsam lächelnd ohne Ziel umher, Geschwätz vibriert wie heiße Luft über der Plaza de Cabrinetti. Welch gesegnete Überraschung! Auch der Tabakladen hält seine Tür weit offen, und nun sitzt man unter der Kolonnade vor dem Kaffeehaus und raucht und guckt.

Ein Auto hat sich durch die Menge gehupt, mehrere ältere Herren steigen aus, bestellen Wein. Einer von ihnen fällt auf! Kluges Gesicht, wunderbar gepflegter eisgrauer Spitzbart. Im Knopfloch trägt dieser Herr das rote Bändchen der Ehrenlegion. Es sind Franzosen.

Sin und her bewegt sich das farbige Bild, beleuchtet von einer sehr wohlwollenden Herbstsonne. Man hat den Eindruck: Zufriedenheit, Freude. Und die bescheidenen Glücksgefühle dieser Menschen kriechen einem ins Herz, es wird warm, ach, die Welt ist doch schön.

Da zerreißt ein Ton das dünne Gespinnst von Träumerei, ein Schwall von Tönen. An der nahen Strabenede hat sich ein blinder Bettler hingekauert, schlägt die Gitarre. Plötzlich ist er zugegen, niemand sah ihn kommen, er fiel herein in den goldigen Sonntagmorgen.

Und schlägt die Gitarre. Die bleichen Hände sind lebendig geworden, rasender Rhythmus löst sich aus diesen Saiten, stampft über den Platz. Qual schreit in Akkorden. Ein Dämon ohne Augen tritt der Freude und der Zufriedenheit ins Genick, ängstliches Murren läuft am Boden, darüber schwingt wild das Klingen. Es heht nach rechts, es heht nach links, es wühlt verzweifelt im Licht, tot, o, tot ist alles um mich her, und dennoch, dennoch bin ich!

Die Frauen stehen getroffen und öffnen ihre Handtaschen. Kupferne Münzen springen in den Blechteller, aber sie kommen von weither, niemand tritt nach heran, eine leere Zone des Schauders bleibt um den Bettler.

Der Herr mit dem Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch hält das Weinglas vor den Lippen, trinkt nicht, starrt hinüber zu diesem unheimlichen Menschen, der Aufruhr in den leichten Morgen wirft. Unberührt setzt der Herr sein Glas auf den Tisch.

Das Spiel verstummt. Scheint es nur so oder ist der Tag trübe geworden? Eine Wolke zieht am Himmel.

In der Zigarre ist gewiss ein Haar. Sie schmeckt nicht mehr. Hatte ich Sorgen wegen dieser Zigarre?

Wir warten. Was wird nun aus den Saiten schreien? Wir sitzen geduckt, scheu sucht der Blick den Bettler. Er ist nicht mehr da.

Und die Sonne strahlt wieder, und die Mädchen lachen, leise, dann lauter, der Herr mit dem Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch trinkt seinen Wein, und die Zigarre...

Streichhölzer, Camarero!

Puigcerdá ist in keiner Weise bemerkenswert. Es gibt dort viele Kühe, Esel, Hunde, unglaubliche Mengen von Fliegen und auch einen Bettler, der Gitarre spielt.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Fisch. 6. Kinderpflegerin. 7. Persönliches Fiktivwort. 9. Altes Maß. 10. Ausruf. 11. Flächenmaß. 12. Schmerzhafter Ausruf. 13. Konsonant. 15. Zwei Konsonanten. 16. Kennzeichen. 18. Orientalischer Vorname. 19, 20, 21, leere Felder, Zahlen irrtümlich eingezeichnet. 22. Verbum. 23. Lateinisch: ich. 24. Fragewort. 25. Russisches Land. 26. Konsonant. 27. Keimling. 28. Die beiden ersten Buchstaben einer griechischen Sagenfigur. 29. Englischer Umlaut. — Senkrecht: 1. Liebesgott. 2. Behördenbezeichnung. 3. Französischer Artikel. 4. Weiblicher Vorname. 5. Französischer Staatsmann. 6. Signalkruf. 8. Amerikanischer Filmstern. 14. Gemütsstimmung. 17. Vokal. 23. Weiblicher Vorname. 25. Körperteil.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 13: Wagerecht: 1. Arg. 4. Herodot. 5. Ha. 7. Hades. 8. Lee. 10. Le. 12. Ara. 14. Volk. 16. Alter. 19. Das. 20. Bafe. 21. Demer. 22. El. 23. Abtei. 24. Flur. 25. Rum. 27. Wile. 30. Null. 31. See. 33. Tal. 34. Fatal. 37. Senegal. 38. Sez. 39. Guch. — Senkrecht: 1. Ah. 2. Reh. 3. Graf. 5. Idee. 6. Pos. 9. Oder. 10. Lava. 11. Cros. 13. Altertum. 15. Keller. 17. Nase. 18. Jfer. 19. Damastus. 20. Berlin. 26. Blut. 28. Klee. 29. Elen. 32. Kate. 33. Tanj. 34. See. 36. Lau.